

Werder Bremen, wo gestern 25.000 Menschen den „Tag der Fans“ feierten, will mehr Einfluss im internationalen Fußballgeschäft – und Mitglied bei der so genannten G14-Gruppe werden. Wir wären schon mit besserem Wetter zufrieden: Heute nur 15 Grad, aber immerhin trockene Wolken

IN ALLER KÜRZE

Grüner Zwist

Die Bremerhavener Grünen sind irritiert über die ebenfalls grüne Finanzsenatorin Karoline Linnert. Hintergrund ist der Streit um die Verkehrsbindung des neuen Containerterminals CT 4. In Gegensatz zu den Grünen aus Bremerhaven und Cuxhaven, die sich seit Jahren für eine so genannte Nordumgehung stark machen, hatte Linnert aus Zeitgründen den Ausbau der Cherbourger Straße gefordert. Die Seestadt-Grünen wollen nun einen entsprechenden Beschluss der Stadtverordnetenversammlung herbeiführen, der dann auch vom Senat unterstützt werden müsse.

Weibliche Gewalt

Die Gewaltbereitschaft von Mädchen und Frauen nimmt auch in Bremen zu. Das berich-

tet Radio Bremen unter Berufung auf Statistiken der Bremer Polizei. Demnach gab es 2006 fast 100 mehr ermittelte Gewalttäterinnen als im Vorjahr, beinahe die Hälfte der 2006 registrierten 920 Körperverletzungen wurden dabei als schwer eingestuft. Gewalt sei nach wie vor „männlich besetzt, die Frauen holen aber auf“, zitiert der Sender den Jugendbeauftragten der Bremer Polizei.

Bremer Altersarmut

Bremen gehört zusammen mit Leipzig und Mecklenburg-Vorpommern und Leipzig zu den Regionen, in denen am wenigsten privat fürs Alter vorgesorgt wird. Das geht aus einer repräsentativen „Emnid“-Umfrage hervor. Bundesweit seien lediglich 46 Prozent der Befragten der Meinung, ausreichend vorgesorgt zu haben.

leserInnenbriefe

TAZ BREMEN ■ SCHLACHTE 2 ■ 28195 BREMEN
TELEFON: 0421-96026-30 ■ FAX: 0421-96026-50
E-MAIL: BRIEFE@TAZ-BREMEN.DE ■ INTERNET: WWW.TAZ.DE

Weise und erfahrene Altkicker

betz: „Das Ende der Fußball-APO“, taz bremen v. 27.7.

Der Generationenkonflikt in der Wilden Liga ist eine Frage der Sichtweise, mehr nicht. Der alternative Fußball ist nicht am Ende. Wir – die alten Säcke von „Roter Stern“, „Vibrator Moskovskaya“ und „Stahl Eisen“ – müssen anerkennen, dass unser Kind „Wilde Liga Bremen“ erwachsen geworden ist. Und sich weiter selbständig ohne seine Väter organisiert, mit monatlichem Ligatreffen, Internetauftritt, Spielplan, Pokal, Kleinfeld- und Hallenturniere. Mittlerweile ist die Hälfte der Liga von Schülerteams beherrscht. Das ist ein gutes Zeichen.

Wir waren als Liga nie politisch – als Individuen oder als einzelne Teams schon. Die Wilde Liga hat schon zu Gründerzeiten nie irgendein Solidaritäts- oder Benefizturnier veranstaltet. Keine Geldsammlung, keine Unterschriftenaktionen, keine politischen Erklärungen. Es geht ums Kicken, nicht mehr, nicht weniger. Und wir waren nie gegen den DFB – hunderte fieberten in der Ostkurve und Wilde Liga Spiele fielen daher aus. Auch Eisen, Vibrator und wir haben uns mit aktiven DFB-Spielern verstärkt, sogar auf den Deutschen Alternativen Meisterschaften.

Die Grundprinzipien der Wilden Liga bleiben: keine Schiris, pausenloses Auswechseln, Teambesprechungen, loser Spielplan, Versuch des fairen und solidarischen Umgangs miteinander, kein Rassismus. Wir sind älter, richtig Fairmundo, und zwar älter. Die jungen Wilden sind schneller, konzentrierter, einfach besser, deshalb spielen wir zu Recht „nur“ noch in der zweiten Liga. Ich bin schon dreimal in der Wilden Liga gesiezt worden – Respekt ist also da. Aber wir werden von den Söhnen und Enkeln kritisiert ob unserer Lautstärke und Brüllerei auf dem Platz. Auch zu recht.

Geben wir der Wilden Liga eine Chance, bringen wir uns als weise und erfahrene Altkicker mit politischem Background weiter ein, auch wenn wir auf dem Platz nicht mehr die erste Geige spielen.

PELLE PELSTER (51), Roter Stern Bremen

Rufmordkampagne im Sommerloch

betz: „Weber wieder solo“, taz bremen v. 24.7.:

Das Kesselstreben von *Weser-Kurier* und *BILD*-Zeitung hat Erfolg gehabt, Karin Röpké ist als Parlamentsdirektorin zurückgetreten. Leider haben sich auch manche Zeitungsläser an dieser Sommerloch-Kampagne beteiligt. Manche beziehen sich auf den Fall Kevin, doch dafür wird man Frau Röpké wohl kaum verantwortlich machen können, denn ein Senator kann nun wirklich nicht die Arbeit jedes einzelnen Sozialarbeiters im Ressort kontrollieren. Dass Frau Röpké damals dennoch deswegen als Senatorin zurückgetreten ist, fand ich unnötig und überzogen.

Der Posten des Direktors der Bürgerschaft ist kein politisches Amt, sondern eine Verwaltungsstelle. Was macht so ein Direktor eigentlich? Ehrlich gesagt, wurde das im gesamten Verlauf der Kampagne nicht so recht deutlich. Vermutlich stellt er/sie den Dienstplan für die Mitarbeiter auf, sorgt für einen geregelten Ablauf der Sitzungen, organisiert die Raum- und Terminplanung und kümmert sich darum, dass die Abgeordneten rechtzeitig mit Unterlagen versorgt werden. Das hätte Karin Röpké ohne Zweifel gut hinbekommen, auch wenn ihr manche Versagen im Klinikskandal vorwerfen. Ob man allerdings für solche Aufgaben einen „Direktor“ mit einem fürstlichen Gehalt benötigt, wäre eine grundsätzliche Frage.

Manche Leserbriefschreiber kritisieren einen SPD-Filz, weil die Berufung Röpkés durch Bürgerschaftspräsident Weber ohne Ausschreibung erfolgt ist. Doch es sei daran erinnert, dass SPD und CDU gemeinsam während der Zeit ihrer großen Koalition die rechtlichen Voraussetzungen für Personalentscheidungen ohne Ausschreibung geschaffen haben, die CDU ist also mit im Boot. Gottlob soll auf Anregung von Grünen und Linken diese unbefriedigende Regelung wieder korrigiert werden. Das wird hoffentlich spätere Bewerber vor einer ähnlichen Rufmordkampagne bewahren.

WALTER RUFFLER, Bremen

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die erscheinenden Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

Aufbrüche im Abbruch

In einem dem Abriss geweihten Wohnsilo in Tenever lassen sich für vier Wochen noch einmal 40 Menschen nieder – um ein „nachhaltiges“ Wohnprojekt mit künstlerischen Ambitionen zu realisieren

VON JAN ZIER

Sie sind SoziologInnen oder PhilosophInnen, StadtplanerInnen oder angehende ArchitektInnen, SchneiderInnen oder KünstlerInnen. Mitunter aber auch einfach arbeitslos. Ende der Woche ziehen sie für gut einen Monat nach Tenever, Neuwieder Straße 46-52: ein breiter Hochhauskomplex, hellgrau, mit olivgrünen Versatzstücken, breiten Außenfluren, zahlreichen geborstenen Fenstern.

Nicht wenige der gut 40 meist unter 30-jährigen Neuankömmlinge würden sonst kaum in einem Plattenbau wie diesem, einem sozialen Brennpunkt, wohnen wollen. Aber es geht auch nicht ums bloße Wohnen, nicht in erster Linie jedenfalls. Sondern um den Beweis: Dass nämlich Nachhaltigkeit möglich ist. Dass sich Leben und Arbeiten integrieren lassen. Nicht auch – sondern gerade hier. In Tenever, der Großwohnsiedlung, in der eben das stets funktional getrennt war.

Sie nennen es „Sproutbau“, abgeleitet vom englischen Wort für „Sprosse, Setzling“. Doch die Blüte währt nur kurz. Spätestens Ende des Jahres wird der so genannte „Krause-Block“ abgerissen, das ist seit zwei Jahren beschlossene Sache. Die letzten MieterInnen haben die über 100 Wohnungen bereits verlassen – sie wurden umgesiedelt, die meisten von ihnen in Tenever selbst. Ein Einziger ist noch bis heute geblieben, einer, der von Anfang an hier wohnt, seit 1973.

Nur ein Drittel seiner neuen MitbewohnerInnen kommt aus Bremen, der Rest stammt aus dem Rest der Republik. Oder kommt aus Estland und Spanien, aus Finnland und den USA, aus Neuseeland und der Schweiz hierher. Und jede, jeder hat ein eigenes „Experiment“ mitgebracht. Manche sind eher praktisch, so wie beispielsweise die „Volksküche“. Oder die „Sprout-University“, bestehend aus Vorträgen und Seminaren. Oder die „Näherwerkstatt“. Eine Kooperations für jene, die etwas genäht haben müssen, etwas nähen wollen, gern eine Tasche oder ein Kostüm. Eine Schneiderin wird ihn eröffnen, eigentlich hat sie Sommerurlaub.

Nicht wenige Projekte sind indes eher künstlerisch motiviert.



Kreativität im und am Beton: Der Krause-Block in Tenever war schon immer ein Ort identifikationsstiftender Reflexion. FOTOS: JAN ZIER

So wie etwa das Theaterstück „Outside Girls“, eine Geschichte dreier Schauspielerinnen. Um die Liebe soll sie sich drehen, um das Leben, um Existenzielles – und um Banales. Auch ein eigener Fortsetzungsroman wird entstehen, eine Art Soap Opera, mit täglicher Lesung.

Die Kulisse dafür stellt die

Gewoba, der neue Besitzer, der an dieser Stelle kleinteiligere Häuser errichten will. „Rückbau“ nennt sich das. Den Aufzug immerhin haben sie aber noch einmal Instand gesetzt. Ansonsten ist in den letzten Jahren aber nicht mehr viel gemacht worden, nicht wenige der Wohnungen sind in nur 30 Jahren stark heruntergekommen.

Gerade deshalb mutieren die vier Häuser jetzt zum Abenteuerspielplatz für Erwachsene, zur „Spielwiese“, wie Sproutbausprecherin Claudia Saar es formuliert. Da kann auch mal ein Dachkino entstehen, weil es sich räumlich so anbietet. Die dafür vorgesehene Terrasse ist bislang nicht begehbar, überdies auch noch vergittert. Also muss erst die Balkonbrüstung eingerrissen, ein Durchbruch geschaffen werden. Kein Problem – in einer Abbruch-Immobilie hat man allerdings Freiheiten. Und so will man den „Sproutbau“ auch nicht als Protestaktion, nicht als Widerstand gegen den Abriss der vier Wohnsilos verstanden wissen.

Finanziert wird das Projekt im Wesentlichen von seinen MacherInnen selbst, ganz idealistisch – sonst könnte ein Projekt wie der „Sproutbau“ wohl nie entstehen. Manch einer betrachtet dies auch als Investition in die eigene Karriere, so wie beispielsweise Daniel Schnier, Alexander Kutsch und Oliver Hasemann vom Autonomen Architektur Atelier (AAA). Im Sproutbau haben sie die Bauleitung inne.

Ein öffentliche Fördergelder jedenfalls ist in Bremen kaum zu denken. Einige Sponsoren wie das benachbarte Schulzentrum steuern Sachmittel oder ideelle Unterstützung bei. Aber kaum eigenes Geld. Damit sich das noch ändert, finden „Solikonzerte“ statt, zudem wird ein Patensystem installiert: Die Spendenumme variiert dabei zwischen 15 („Freund“) und 500 Euro („Großpate“). Auch einzelne Projekte lassen sich fördern, und wer will, bekommt für sein Geld den eigenen Namen in einem eigens geschaffenen „Paterraum“ an die Wand gepinselt.

Am Ende des Wohn/Arbeits-Experiments steht die „Betonale“, eine Ausstellung mit Workshops rund herum. Auch eine Dokumentation soll hernach entstehen. Wenn sie erscheint, ist der „Sproutbau“ selbst aber womöglich schon abgerissen.

Stadtgeschichte als Jobmaschine

Leibliches Wohl und Witwenfürsorge: Im St. Jacobus-Packhaus wird nun auch die eigene Vergangenheit gewürdigt

Das Bremer „Geschichtenhaus“, ein Projekt des Bremer Beschäftigungsträgers „bras e.V.“, setzt neue Akzente und erweitert seine stadtgeschichtliche Ausstellung um die eigene Geschichte: Als erste Station im St. Jacobus-Packhaus führt sie nun vom Schnoor der Jetzt-Zeit direkt ins Schnoor des 17. Jahrhunderts.

Eine große Karte des Quartiers, Texttafeln und ein Modell des historischen Witwenhauses erläutern die Geschichte der „Jacobi Maioris“-Bruderschaft und des bis 1819 existierenden Witwenhauses, das dann zum Packhaus umgebaut wurde. Kommentiert wird das Material mit Anekdoten vom Heiligen Jacobus Major selbst und einer Witwe, Bewohnerin des Witwenhaus-

des dementsprechend das Witwenhaus im Schnoor und unterstützten dort zwölf mittellose Frauen. „Ich fand diese Tradition so erstaunlich, gerade bei der protestantischen Kultur in Bremen“, so Ullrich Mickan, Betriebsleiter „Bremer Geschichte“ beim „bras e.V.“, über die Entstehung der Idee. Seit einem guten Jahr schlüpfen im Geschichtenhaus „Ein-Euro-Jobber“ in die Rolle stadtbekannter historischer Figuren wie Heini Holtenbecher oder der Giftmörderin Gesche Gottfried und führen durch die Ausstellung.

Der direkte Kontakt zu den BesucherInnen führe bei den LaiendarstellerInnen schnell zu Erfolgserlebnissen, sagt Mickan. So erlangten sie Schlüsselqualifika-

tionen zurück, die sie im Laufe ihrer meist langen Arbeitslosigkeit zum Teil verloren hätten. Das Geschichtenhaus bietet den DarstellerInnen professionelle Fortbildung im Schauspiel und weitere Qualifizierungen in Hinblick auf Beruf und Arbeitsleben. Die Vermittlungsquote in feste Arbeitsverhältnisse liege bei 25 Prozent, „wir wollen aber 35 Prozent erreichen“, sagt Mickan.

Die Bremer Maioris-Brüder sind bis heute aktiv, unternehmen gemeinsame Reisen und sind karitativ tätig. Vor einigen Jahren besuchten sie auch erstmals die Pilgerstätte Santiago de Compostela, berichtet Sonja Sawitzki – „aber da waren sie mit dem Flugzeug da“.

TERESA HAVLICEK